

„Land an der Memel“

Heimatrundbrief
für den Kreis
Tilsit-Ragnit

herausgegeben von der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit e.V.
mit Unterstützung des Patenkreises Plön sowie der Paten-
städte Preetz, Plön, Lütjenburg und der Patengemeinden
Flintbek, Heikendorf, Schönberg

14. Jahrgang

— Weihnachten 1980 —

Nr. 27



Im Elchrevier der Memelniederung



Helmut Ruhnke, Bergental

erhielt in diesem Jahr zu seinem 70. Geburtstag von dem Ministerpräsidenten Bernhard Vogel die Ehrennadel des Landes Rheinland-Pfalz verliehen. Der Bauernverband der Vertriebenen Rheinland-Pfalz zeichnete ihn mit der goldenen Ehrennadel aus. Anerkannt und herausgestellt wurde unser Landsmann, weil er sich für die Allgemeinheit eingesetzt hat, so in der Kommunalpolitik in seiner Ortsgemeinde Dannstadt-Schauernheim, als Beisitzer beim

Landwirtschaftsgericht und im dortigen Genossenschaftswesen.

Seinen Freunden und Landsleuten ist Helmut Ruhnke in seiner bescheidenen und zielstrebigen Lebensweise schon in der Heimat ein guter Kamerad gewesen, als er nach seiner landwirtschaftlichen Ausbildung zu Hause in Bergental wirtschaftete. Im Krieg als Offizier schwerverwundet und hochdekoriert, war er zuletzt Kommandeur einer Artillerie-Abteilung.

1945 heiratete Helmut Ruhnke Ute Zerrath, deren Vater den bekannten Zuchtbetrieb Jäger-Tactau aufgebaut hatte und der nach dem Kriege die Landsmannschaft Ostpreußen entscheidend mitgestaltet und mitgetragen hat. Die Ansetzung und Eingliederung der vertriebenen Bauern und Landwirte war sein besonderes Anliegen. Nach 1950 fand die Familie Ruhnke auf einem 15 ha Aussiedlungshof in Dannstadt eine feste Bleibe. Der Zusammenhalt dieser Familie führte dazu, daß die Chance dieser Existenzgründung optimal genutzt werden konnte und zu einer gesicherten Grundlage wurde. Von dort aus konnten die 6 Kinder durch Schule und Ausbildung in ihre verschiedensten Berufe und herausragende Stellungen gelangen.

Von der Heimat her über alle Jahrzehnte hinweg hat Helmut Ruhnke sich immer mit Interesse und Hingabe Gemeinschaftsaufgaben zur Verfügung gestellt. Das schließt auch seine Mitarbeit in der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit ein, in der er als Gemeindebeauftragter seiner Heimatgemeinde Bergental bei Mitgliederversammlungen und Wahlen sein Urteil eingebracht hat und bei Heimattreffen seinen Landsleuten mit seinem Rat zur Verfügung stand.

Unser heimatlicher Zusammenschluß ist auf die Mitarbeit solcher Männer mit einer solchen Lebenseinstellung und Erfah-

rung angewiesen. In all den schweren Nachkriegsjahren gab es für Helmut Ruhnke bei heimatpolitischen Aufgaben niemals ein „ohne mich“.

Wir alle wünschen unserem Helmut Ruhnke auch für die Zukunft noch viel Schaffenskraft.

Matthias Hofer

Ein heller Schein über dem Fluß

Im schlichten Schmuck stand der Weihnachtsbaum in der niedrigen Stube des alten Bauernhauses, draußen in der Flußniederung.

Es war Heiligabend. Mutter und Tochter verrichteten die letzten noch notwendigen Arbeiten in der Küche. Der Vater saß mit seinem Sohn schweigend auf der Ofenbank. Sie hatten die Tiere schon versorgt und waren mit der Arbeit fertig. Wie immer hatten sie heute, zum Heiligen Abend, mehr Futter in Tröge und Krippen gegeben, obwohl sie in diesem Jahr auch damit haushalten mußten, denn es war eine knappe Zeit. Die Ernte war sehr schlecht ausgefallen. Die kleine Landwirtschaft, die sie hatten, konnte sie kaum ernähren.

Nun kamen jedoch um die Weihnachtszeit in jenem östlichen Fluß stets die Quappen in Massen zum Laichen geschwommen. Und wie jene Bauernfamilie waren viele Leute froh, ihren kargen Tisch um die Feiertage mit diesen herrlichen, etwa einen Meter langen, dicken, schmackhaften Fischen bereichern zu können. Schon mehrere Male war der Vater mit seinem Sohn in den letzten Tagen auf den Fluß hinausgefahren und hatte Netze ausgeworfen. Sie hatten auch jedes Mal einen guten Fang gehabt. In der Räucherammer hingen bereits mehrere Prachtexemplare dieser Weihnachtsfische auf Vorrat.

Es dunkelte bereits. Die beiden Männer aber überlegten, während sie hier müßig auf der Ofenbank saßen, ob es den Heiligen Abend wohl sehr entweihen würde, wenn sie jetzt noch rasch einmal auf Fang hinaus fuhren? Allerdings sagte keiner etwas zum andern, jeder behielt diese Gedanken für sich.

Schließlich machte der Vater dem Grübeln ein Ende. „Komm, mein Sohn! Eine Stunde können wir noch fahren, das wird der liebe Gott uns nicht verübeln“, sagte er.

Sie gingen schweigend zum Strom, der in diesem Jahr noch nicht zugefroren war. Am Ufer schaukelte ihr Kahn, im Weiden-gesträuch befestigt.

Der Sohn löste die Kette, und sie stiegen ein.

Über dem Fluß lag bereits tiefe Dunkelheit. Ruhig begann die Heilige Nacht. Nur das Plätschern der Ruder war zu vernehmen.

Sie fuhren ein Stück hinaus. Dann sagte der Vater: „Hier werden wir es versuchen!“

Er kannte die Strecke, die die Quappen in dem Flußbett nahmen, aus jahrelanger Erfahrung sehr genau und wußte in etwa, wo es günstig war, das Netz auszuwerfen.

Der Junge griff nach dem Netz und wollte es dem Vater reichen, da aber blendete ihn plötzlich eine unbeschreibliche Helle. Er ließ die Hand sinken und dann war wieder Nacht um sie beide. Der Vater sagte kein Wort. Er griff nach den Rudern und tauchte sie wieder in den Strom.

In stillem Einvernehmen ruderten die beiden zurück. Keiner rührte mit einem Wort an dem Erlebten. Erst Jahre später erzählte der Sohn seinen Enkelkindern von jenem hellen Schein über dem Fluß, den er sich nur schwer erklären konnte.

Sicher war er sich nur dessen, daß sein Vater ihn auch gesehen haben mußte. Und sicher war für ihn auch, daß er dem Vater genauso übernatürlich vorgekommen sein mußte, wie ihm, denn sonst hätte er bestimmt darüber gesprochen gehabt.

Hannelore Patzelt-Hennig*

„Es ist erschienen
die heilsame Gnade Gottes
allen Menschen . . .“

(Titus 3, 11)

Liebe Landsleute!

Beim Schreiben dieser weihnachtlichen Besinnung gehen meine Gedanken zurück in die Zeit unmittelbar nach der Flucht und Vertreibung. Wie haben wir damals Weihnachten gefeiert! Kummer, Sorgen und Tränen waren unser „Speise Tag und Nacht“ bei sonst sehr kärglichem täglichem Brot: Viele Angehörige tot, vermißt oder in Gefangenschaft; die zehrende Sehnsucht nach dem, was einst unser war; traurig die Gegenwart, dunkel die Zukunft! Damals habe ich in vielen Weihnachtsfeiern zu Leidensgefährten gesprochen und mit den Verheißungen Gottes zu trösten versucht. Mit welcher Bereitschaft wurde die Weihnachtsbotschaft aufgenommen und mit welcher Ergriffenheit haben wir das alte Weihnachtslied gesungen: „Welt ging verloren, Christ ist geboren, freue dich, o Christenheit.“

Nun sind über 30 Jahre, für die meisten sehr schwere und bittere Jahre, vergangen. Unsere Reihen haben sich gelichtet; der

* Aus: „In den Stuben überall“, erschienen im Martin-Verlag, 8941 Buxheim/Allg. — 69 Seiten, 9,80 DM

Schmerz über die verlorene Heimat beherrscht nicht mehr allein unser Leben; wir haben, wie man so sagt, eine neue Heimat gefunden; viele haben es wieder zu etwas gebracht; wir haben teil am allgemeinen Wohlstand. Wie steht es nun heute mit unserer inneren Bereitschaft für das, was ewig bleibt? Hat auch uns der Zeitgeist stumpf und egoistisch gemacht nach dem Motto: Alles ist nur für mich da? Sind auch bei uns die menschlichen, seelischen und religiösen Werte ins Wanken geraten?

Die unveränderlich — ewige Botschaft von Jesus Christus, der als die rettende Gottesgnade in der Heiligen Nacht der Welt erschienen ist, trifft 1980 auf eine zerstrittene und verängstigte Menschheit, in der Millionen nach Brot, Freiheit und Gerechtigkeit hungern. Wir alle sehnen uns nach einem Leben, in Geborgenheit, Frieden und wahrer Menschlichkeit. Unsere Sehnsucht kann Erfüllung werden, wenn immer mehr Menschen den richtigen Weg zum richtigen Ziel finden. Wir können ja den Geist der Zeit nicht durch eigene Kraft und Weisheit verändern. Wir können es nicht ändern, daß der Egoismus des einzelnen und der Völker jeden echten Frieden hindert, daß Ehen zerbrechen, daß Jugend vergiftet wird, daß frivole Kritik alle niederzureißen sucht, was den Menschen heilig sein sollte. Auch die besten



Altarbild der Kirche in Königskirch

Vorschläge von verantwortungsbewußten, um die Zukunft unseres Volkes besorgten Politikern und die zahlreichen politischen, sozialen, materiellen, bildungsfördernden Maßnahmen können die dringend notwendige Erneuerung nicht bringen. Wir alle können nichts anderes tun, als uns in unserem persönlichen Leben durch alle Dunkelheit zu dem wieder durchzukämpfen, der in der Krippe von Bethlehem als die rettende Gnade Gottes allen Menschen erschienen ist: Jesus Christus. Über dieser Krippe bricht Gottes ewiges Licht in diese dunkle Welt herein und gibt der Welt einen neuen Schein; denn das Kind von Bethlehem wird zum Mann am Kreuz von Golgatha, der unsere Schuld davonträgt, der durch seine Auferstehung die Macht des Todes für uns zerbricht, der uns Ewiges Leben gibt. Wer ihn von Herzen sucht, der wird ihn finden. Auch wir wollen der Mahnung folgen, die der ostpreußische Pfarrer Georg Weissel (1590—1623) einst in schwerer Zeit seiner Gemeinde zugerufen hat:

„Ach sucht doch den, laßt alles stehn,
die ihr das Heil begehret / Er ist der Herr, und keiner mehr,
der euch das Heil gewähret.“

Ein in Christus gesegnetes Weihnachtsfest und ein gutes neues Jahr unter dem Schutz Gottes wünscht Ihnen

Helmut Barutzky, Sup. i.R.
ehem. Pfarrer der Gemeinde Hohensalzburg

Preußen

Preußen, Land der deutschen Stämme
von Memel westwärts bis zum Rhein,
Moral und Glaube waren Dämme
stets gegen Trug und falschen Schein.
In Preußen lebten die Begriffe
der Toleranz und auch der Treu,
der Tradition im Edelschliffe,
gemeinsamen Dienens ohne Reu.
Im Dienst genau und redlich denkend,
stolz auf den Staat und auf das Land,
den Schwachen helfend, Böse lenkend
wurd der Beamte weltbekannt.
Der Sieger Willkür hat zerschlagen dies
Vorbild einer Ordnungsmacht,
wir müssen das zutiefst beklagen,
man hat die Folgen nicht bedacht.
Wir müssen fortan danach streben,
den Wert der guten Tradition
zu halten und danach zu leben,
ein sauberer Staat bleibt unser Lohn!

Helmut Rathke

Liebe heimatlichen Schicksalsgefährten,

der getreuen Verbundenheit unserer Tilsit-Ragniter Landsleute und all' jenen, die durch verwandtschaftliche Beziehungen, Freunde und Bekannte mit unserem Heimatkreis verwachsen sind, gilt zunächst unser herzlicher Gruß und Dank für Ihrer aller Vertrauen, welches Sie uns auch im nunmehr ablaufenden Jahr durch Ihre spendenfreudige Bereitschaft entgegengebracht haben. Sie können versichert sein, daß Ihr Spendenopfer für unser heimatpolitisches Anliegen sachgerecht verwaltet und verwendet wird.

Das bevorstehende Weihnachtsfest mahnt bei aller Festtagsfreude zur Einkehr und Besinnung. Wir alle werden nachdenken, was gewesen ist und was kommen wird; gleichwohl sollten wir nicht resignieren. An der Schwelle des neuen Jahres werden an uns sicherlich neue Anforderungen und Aufgaben in allen Bereichen unseres Daseins gestellt werden; sie zu meistern, ist unser aller Wunsch.

In unserer heimatpolitischen Zielsetzung innerhalb des Aufgabenbereichs der Kreisgemeinschaft haben wir erfreulicherweise unsere Arbeiten fortsetzen können. Das gilt vor allem für die Sachbereiche, die schwerpunktmäßig ausgerichtet sind und denen wir einen hohen Stellenwert beimessen. Was wir bereits in den beiden letzten Ausgaben unseres Heimatrundbriefes besonders zum Ausdruck gebracht hatten, ist nicht allein die Tatsache, daß wir in der Kreisstadt Plön — dem Sitz unseres Patenkreises — entsprechende Räumlichkeiten für eine Heimatstube erhalten werden, sondern daß es jetzt vornehmlich darum geht, sie auch einzurichten und mit Exponaten jeder Art auch auszugestalten. Das bedeutet, daß wir — außer den musealen Gegenständen — überwiegend aus vorhandenen Eigenmitteln Glasvitrinen, Schautafeln, Regale, Bilderrahmen, Sitzmöbel u.ä. beschaffen müssen. Inwieweit wir aber — außer den uns dankenswerterweise gewährten Patenschaftszuwendungen weitere finanzielle Unterstützung für die Einrichtung der Heimatstube erwarten dürfen, ist eine noch offene Frage. Auf jeden Fall müssen wir aber darum besorgt sein, aus unseren Spendenmitteln eigene Reserven mit einzusetzen.

Der Brückenschlag zur Heimat, nämlich die Sicherstellung der Herausgabe auch künftig erscheinender Heimatrundbriefe ist nach wie vor unser Ziel, damit wir auch weiterhin die vielen Landsleute unseres Heimatkreises in unserem „Land an der Memel“ ansprechen können, die aus Alters- und Gesundheitsgründen nicht mehr zu unseren heimatlichen Veranstaltungen kommen können, um sich untereinander gedanklich auszutauschen.

Auch die stetige Finanzierung unserer Rundbriefaktion verursacht uns verständliche Sorgen; denn auch durch die materielle Mithilfe der einzelnen Patenschaftsträger können die notwendigen Druck- und Versandkosten nicht wesentlich verringert werden. Zur Veranschaulichung dürfen wir berichten, daß alleine von der Geschäftsstelle in Lüneburg zweimal im Jahr je 800 Heimatrundbriefe auf den Weg gebracht werden, und zwar an Landsleute, die nicht patenschaftlich betreut werden. Diese entstehenden Mehrkosten werden ausschließlich von der Kreisgemeinschaft getragen.

Wenn wir Sie nunmehr wiederum — wie in den Vorjahren — darum bitten, Ihren „Obolus“ in Form einer in Ihr eigenes Ermessen gestellten Spende zu entrichten, tun Sie es in dem Bewußtsein, uns in unserer soeben aufgezeigten Schwerpunktarbeit hilfreich zu unterstützen. Ihr Spendenopfer wird dazu beitragen, daß wir unserer heimat- und kulturpolitischen Aufgaben auch künftig gerecht werden.

Bedienen Sie sich also des beigefügten Zahlscheines und überweisen Sie uns den zgedachten Betrag auf unser

**Spendensonderkonto Nr. 31 005
bei der Kreissparkasse Lüneburg**

Auch Verrechnungsschecks der Banken und Sparkassen werden dankbar entgegengenommen.

Indem wir Ihnen allen, die sich mit unserem Tilsit-Ragniter Heimatkreis verbunden fühlen, gesegnete Weihnachten und ein dem Frieden in aller Welt dienendes neues Jahr wünschen, grüßen wir Sie in nah und fern recht herzlich.

Ihre
KREISGEMEINSCHAFT TILSIT-RAGNIT

M. Hofer
Kreisvertreter

F. Bender
Stellvertreter

C. Jürgens
Geschäftsführer

Eisernte in Ostpreußen

Unsere Heimat zeichnete sich durch einen erheblichen Gewässerreichtum aus. Zu den landestypischen Besonderheiten Ostpreußens gehörte die winterliche Eisernte. Ihre Zeit brach an, wenn der Frost Seen und Teiche und Bäche mit einer silbrig spiegelnden Eisschicht überzog. Damals waren wir noch weitgehend auf Natureis angewiesen; es wurde dringend benötigt, um leicht verderbliche Lebensmittel frisch zu halten. Die Hauptabnehmer waren Brauereien, Bierniederlagen, Hotels, Gaststätten und Eiskonditoreien, daneben auch private Haushaltungen.

Zur Winterszeit begaben sich kräftige Männer an die Arbeit, um mit langen Zugsägen, Hebewippen und hakenbewehrten Stangen das dicke, blanke Eis zu „ernten“. Die Arbeiter schnitten rechteckig bemessene Platten aus der Eisdecke heraus. Mit Hilfe von Eishaken und Hebewippen fischten sie die fast gleichmäßig geratene Stücke aus dem Wasser und wuchteten sie auf Pferdeschlitten; mitunter benutzte man auch eine entsprechend breite Holzbahn (Rutsche), um die Eisschollen auf die bereitstehenden Fahrzeuge schieben zu können. In der Regel war es möglich, die Gespannschlitten ohne Gefahr bis in unmittelbare Nähe der Schnittstelle heranzuführen.

Das strenge ostpreußische Winterklima mit anhaltendem Dauerfrost, bei durchschnittlichen Temperaturen von -10 bis -20 Celsiusgraden, gewährleistete (sogar auf Flüssen und Strömen) eine ausreichend tragfähige Eisdecke. Auf ihr konnten sich auch Zugpferde ungefährdet bewegen, zumal die Hufeisen durch eingeschraubte Ring- oder H-Stollen weitgehende Rutschsicherheit erhielten, so daß die Tiere sich vor dem Ausgleiten nicht zu fürchten brauchten.

Schlittengespanne oder Lastwagen brachten die kristallklaren Eisblöcke, die durchschnittlich etwa einen halben Meter dick waren, in Dörfer und Städte. Bevorzugt gelangte die kalte Fracht in die Eiskeller von Großbetrieben. Hier konservierte sie sich bis zur warmen Jahreszeit, um dann für Kühlzwecke Verwendung zu finden. Bis in die dreißiger und vierziger Jahre hinein mußten die sorgsam gelagerten Eismengen in Frühling, Sommer und Herbst die Aufgaben eines Kühlschranks übernehmen.

Die bei der Eisernte auf Seen und Bächen tätigen Männer begrübten den zusätzlichen Verdienst in den einkommensschwächeren Wintermonaten. Obwohl es ein hart erarbeiteter Broterwerb war, hantierten diese wetterfesten Landsleute mit den gewichtigen, eisigen Brocken oft länger als im heute üblichen Achtstundentag. Eine wenig angenehme, doch unvermeidliche Begleiterscheinung der Eisernte war das ständig überschwappende Spritzwasser, das Füße und Hände erstarren ließ. Deshalb diente als bewährtes Gegenmittel eine langerprobte und im ostpreußischen Kontinentalklima unentbehrliche „Medizin“. In wohl dosierten Zeitabständen pflegte ein Fläschchen mit hochprozentigem Inhalt zur inneren Erwärmung zu kreisen. Als geschätztes und wohlfeiles Lebenselixier, um die Lebensgeister zu erwecken und die Tatkraft neu anzufachen, galt der Kornus, auch als „Weißer“ oder Feuerwasser bekannt (im randvoll eingeschenkten Schnapsglase hieß dieser preiswerte Kartoffelbranntwein mundartlich auch „Därrjel“, „Klawuddrich“, „Doppelstöckiger“).

Vielfach bettete man die gewonnenen Eismengen in Erdgruben, wo sie regelrecht eingemietet wurden, ähnlich wie Kartoffeln und Rüben zur Herbstzeit. In den Eismieten ruhten die eingebrachten Eisblöcke, in mehreren Schichten übereinandergestapelt, auf einer Unterlage von Knüppelholz und Stroh. Über die Blockpackungen gegossenes Wasser gefror alsbald zu einer schützenden Eiskruste; diese verhinderte im Frühjahr und Sommer die auftauende Einwirkung eindringender wärmerer Luft. Das in isolierende Schutzschichten aus Stroh, Sägespänen und den äußeren Erdmantel eingelagerte Natureis überdauerte unbeschadet die erforderliche Zeitspanne. Der magazinierte Eisvorrat konnte im Sommer verkauft werden bzw. im eigenen Hause gewissermaßen den Kühlschranks ersetzen.

Manche Bauern verfügten über eigenartige Keller, die außerhalb des Wohnhauses tief in die Erde eingelassen waren. Die Wände bestanden teilweise aus gemauerten Feldsteinen; auf ihnen ruhte ein meist rundgewölbtes Pfannendach, das die Umgebung nur unmerklich überragte. Diese Erdkeller eigneten sich vorzüglich zur Lagerung von Eis.

Größere Vorräte von Natureis wurden nicht nur in den zuvor beschriebenen „Erdmieten“ angelegt, sondern auch zu regelrechten „Eisbergen“ (mit Erdumhüllung) aufgetürmt.

Heinz Baranski

Liebe Landsleute!

Wieder geht ein Jahr zur Neige, das wir fern unserer ostpreussischen Heimat — dem „Land an der Memel“ — verleben mußten. Es ist nicht nur ein willkommener, es ist ein notwendiger Anlaß zu Rückblick und Ausblick. Lassen Sie mich zunächst 36 Jahre zurückblicken: Wer von Ihnen konnte das Weihnachtsfest 1944 noch zu Hause erleben, wer hatte Haus und Hof bereits verlassen müssen oder war im Einsatz an der Front, wer war so jung oder wurde erst nach der Vertreibung geboren, daß er die Heimat nur aus der Erzählung seiner Eltern kennt? Eine weitere Fra-

Warnung und Bitte

Es ist verständlich, wenn der Wunsch besteht, diesen Heimatrundbrief unseren Landsleuten in die DDR zu senden. Tun Sie das bitte nicht! Sie gefährden Freunde und Verwandte, denn der Empfang von Heimatschriften ist im anderen Teil unseres Vaterlandes verboten, ebenfalls in allen Ostblockländern.

ge schließt sich hier zwangsläufig an: Dachten Sie 1944 oder in den Jahren stetig wachsenden Wohlstands in der Bundesrepublik daran, daß Weihnachten ein christliches Fest ist? Damals war es zweifellos die verständliche Frage nach dem Überleben in einem grausamen Krieg, in den letzten zwei Jahrzehnten aber allzuoft die materielle Frage nach dem Umfang der Geschenke oder den bezahlten Feiertagen. Ich glaube, daß nicht nur hier, sondern auch in der politischen Landschaft ein Zeitpunkt der Umkehr und Besinnung gekommen ist.

Lassen Sie uns deshalb die politischen Ereignisse des nunmehr ablaufenden Jahres betrachten: Afghanistankrise — Raketentrüstung des Ostblocks — Entspannung unteilbar oder nicht — Streiks in Polen — Bundestagswahl mit einem leider sehr schmutzigen Wahlkampf — enorme Zunahme der Staatsverschuldung — Erhöhung des Zwangsumtauses für Reisen in die DDR und weitere Abgrenzungsmaßnahmen —; ein sehr bedrückender Rückblick und Ausblick.

Haben die ostdeutschen und mitteldeutschen Landsmannschaften nicht vor einer Entspannungseuphorie gewarnt? Das trug ihnen dann den Tadel ein, zu den ewig Gestrigen zu gehören, die eine Entspannungspolitik gefährden, obwohl die von uns immer wieder bekräftigte Charta der Heimatvertriebenen auf jegliche Anwendung von Gewalt ausdrücklich verzichtet. Es ist an der Zeit, daß die im Bundestag vertretenen Parteien jetzt nach einer nüchternen, realistischen Bestandsaufnahme zu einem Konsens in der Ostpolitik kommen. Diese bisher leider fehlende Übereinstimmung in der Außen- aber auch in der Innenpolitik ist schon deshalb notwendig, um den Radikalen von rechts oder links jeden Nährboden zu entziehen. Wir sind als Demokraten aufgerufen, unsere freiheitlich-demokratische Grundordnung zu verteidigen.

Haben Sie bitte Verständnis dafür, wenn diese Worte zum Jahreswechsel derart nüchtern und sachlich klingen. Sie sollen jedoch unserem gemeinsamen heimatpolitischen Anliegen dienen. Denken Sie bitte daran, daß die Geschichte einen langen Atem hat und daß nur Geduld und Beharrlichkeit zu einer friedlichen Lösung auch unserer heimatpolitischen Forderungen führen können.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine gesegnete Weihnacht und ein gesundes neues Jahr,

Ihr Fritz Burat
Stadtvertreter der Stadt Ragnit

Neu-Argeningken (Argenbrück)

Eine Dorfchronik (Fortsetzung aus Nr. 26)

Es gab wie überall, so auch in unserem Dorf während des 1. Weltkrieges schlechte Zeiten. Das Getreide mußte abgeliefert werden und die Müller waren angewiesen, nur einen bestimmten Teil zu mahlen. Das reichte nicht um den Brotbedarf zu decken. So haben sich die Landwirte dadurch geholfen, daß sie sich aus passenden Steinen eine handbetriebene Mühle bauten (Guirrl) und dadurch sich das Mehl heimlich beschafften. Brot wurde ja wie immer im Backofen des Herdes oder im großen Kachelofen gebacken. Wenn etwas Brotteig übrig blieb, wurde daraus ein flaches rundes Brot geformt, und mitgebacken. Das war der Flammfladen, der uns Kindern besonders gut geschmeckt hat. Auch Flachs wurde früher in unserem Ort angebaut. Im Herbst halfen sich die Landwirte gegenseitig beim Flachsbrechen mit anschließender Flachstalk. Nun gab es in Neu-Argeningken außer dem Gesangverein noch einen landwirtschaftlichen Verein, einen landwirtschaftlichen Frauenverein und einen Spar- und Darlehnsverein. Langjähriger Vorsitzender des letzteren war der Landwirt Friedrich Böttcher. Gleich nach dem 1. Weltkrieg gab es in unserem Dorf auch einen Kriegerverein. Jedes Mitglied mußte Kriegsteilnehmer gewesen sein.

Im Winter wurden von der Oberförsterei Wilhelmsbruch und von der Forst Adl.-Schillingen Holzauktionen im Saal der Gastwirtschaft neben der Schule (Tonnius) abgehalten. Der Saal war zumeist brechend voll und bei der meistbietenden Versteigerung ging es hoch her. Einige Käufer waren oft durch Alkohol begeistert, und so ist es geschehen, daß ein Landwirt zum Bau einer Scheune Langholz kaufte. Als er am nächsten Tag seinen Knecht mit noch ein paar Männern in den Wald schickte um das Langholz zu holen, wartete er vergebens auf sein Bauholz. Als die Männer nach Hause kamen, hatten sie 5 m Knüppelholz auf den Schlitten. Die Nummern stimmten mit den Nummern auf den Holzzetteln genau.

Nun auch eine Pflichtfeuerwehr gab es in Neu-Argeningken. Brandmeister war der sehr originelle Schmiedemeister Hermann Pauluhn. Die Feuerspritze war noch mit Handbetrieb, d.h. 4 Männer mußten beim Spritzen auf jeder Seite drücken. Insgesamt also 8 Mann. Die Feuerspritze wurde mit 2 oder 4 Pferden bespannt und im Galopp ging es zur Brandstelle. War der Brand gelöscht, die Feuerwache eingeteilt, so wurde nun der Durst recht nachhaltig gelöscht. Brandmeister Pauluhn war in der Beziehung absolut kein Freund von Traurigkeit. Wer kannte ihn schon nicht mit seiner grellen Stimme und fast immer die

Schnupftabakdose in der Hand. Im Spritzenhaus, das mitten im Dorf stand, befand sich auch eine Arrestzelle, wo Trunkenbolde oder sonstige Strolche vorübergehend festgehalten wurden. 2 Landjäger oder Gendarme hatten wir in unserem Dorf. 2 Dienstgebäude bzw. Dienstpostenhäuser wurden in den 20er Jahren erbaut. Hier sind im Laufe der Zeit stationiert gewesen die Wachtmeister Krause, Kabioll, Hardt, Fiergolla und Bartoleit. Direkt neben diesen Gebäuden stand der Versammlungssaal der Baptistengemeinde. „Bethanien“ war über dem Eingang zu lesen. Und nun die Post bzw. eine Postagentur war in Neu-Argeningken in verschiedenen Häusern im Laufe der Jahre untergebracht. Um 1900—1916 war Frl. Dittchrist Postagentin. Dann bis zur Vertreibung Frl. Martha Lagerpusch. 5 Briefträger bestellten von hier aus die umliegenden Dörfer. Etwa 15 sehr weiträumige Dörfer mit einer Gesamttourlänge von 30—40 km pro Bezirk mußten von hier aus bestellt werden. Später wurden dann durch die Verkraftung (Kraftverkehr) die Bezirke verkleinert, und man kam mit 4 Briefträgern aus. Vor dem 1. Weltkrieg mußte die Post erst vom 7 km entfernten Bahnhof Pamletten geholt werden. Zumeist zu Fuß, und nannte sich daher Buckelpost. Die am längsten beschäftigten Briefträger waren die Postschaffner Friedrich Lorenz, Herrmann Stepputtis, Karl Höfert, Richard Nätzel und Otto Armons bei der Postagentur Neu-Argeningken. Unweit der Argebrücke war die Gärtnerei Karl Schwark. Dieser Gärtner hatte an den Hängen der Arge große Plantagen angelegt, wo Tomaten und sämtliche Beerensorten bestens gediehen.

Dieser modern eingerichtete Betrieb konnte schon im frühen Frühjahr mit Erzeugnissen aus seinen Treibhäusern den Markt in Tilsit beliefern. Zwei Friedhöfe hatten wir in Neu-Argeningken. Den Friedhof auf der Heide und den Friedhof auf der sogenannten Uscharg. Auf dem letzteren konnte man Grabstätten aus dem 16. Jahrhundert finden.

Wenn Schmiedemeister Krieg, ein Betrieb mit 2 Gesellen und 2 Lehrlingen, das Eisen auf dem Amboß schmiedete, das weit hörbar war, dazwischen der Glockenschlag der Kirchturmuhre die Stunde meldete, wenn im Winter nachts der Schneesturm um die Häuser fegte, und bei klarem Frost der Fuchs im nahen Forst bellte, und dazu die Hofhunde ihr Gebell anstimmten, dann war das unser unvergeßliches Neu-Argeningken.

Anfang Februar 1921 brannte das Pfarrhaus. Der Brand begann um etwa 9 Uhr morgens und es herrschte ein Frost von über 30 Grad. Pfarrer Trautmann hatte versucht, die eingefrorene Wasserleitung aufzutauen. Es gab in Neu-Argeningken noch keine Wasserleitung, jedoch auf dem Dachboden des Pfarrhauses be-

fand sich ein größerer Wasserbehälter, der mittels einer auf dem Hof befindlichen Pumpe von Zeit zu Zeit vollgepumpt wurde. Brandmeister Hermann Pauluhn war mit der Feuerspritze und seinen Männern als erster bei der Brandstelle. Bald darauf rückte auch die Feuerwehr aus Tilsit an.

Die größte Schwierigkeit bestand nun darin, daß kein Wasser zum Spritzen vorhanden war. Die Arge war fest zugefroren, und so mußten zunächst einige Männer das 1/2 m dicke Eis mit Äxten auf der Arge durchschlagen. Mindestens 50 Bauern aus Neu-Argeningken und Umgebung wurden alarmiert. Das Wasser aus der Arge wurde nun mittels pferdebespannter Kiewen zur Brandstelle gebracht. Kiewen, das waren einfache Schlittenkufen, auf denen Tonnen montiert waren. Mit diesen Kiewen wurde auch im Sommer das Wasser zur Brandstelle geschafft. Sie standen im Kiewenhaus. Bei den Löscharbeiten des Pfarrhausbrandes waren über 200 Mann im Einsatz. Zur Erwärmung versorgte Pfarrer Trautmann persönlich die Männer mit Schnaps. Dem Pfarrer sowie auch den meisten Männern hingen Eiszapfen an den Bärten. Der Brand kam dank des tapferen Einsatzes aller Beteiligten nicht richtig zum Ausbruch. Der entstandene Schaden konnte dann in den nächsten Monaten behoben werden. Das Pfarrhaus blieb erhalten. Am Abend, als alles vorüber war, stärkte man sich bei einer zünftigen Erbsensuppe und vor allem bei einem steifen Glas Grog in nahen Gasthaus. Brandmeister Pauluhn, der schon diverse Groggs aus hatte, hielt nun mit seiner alles übertönenden Stimme einen sehr zum Schmunzeln anregenden Vortrag über den genialen Einsatz seiner Feuerwehr. Jedoch so mancher der Beteiligten hat an diesem eisigen Wintertag Nase oder Ohren erfroren. Hermann Pauluhn ist 1945 mit seiner Frau auf der Flucht 20 km von Neu-Argeningken entfernt von den Russen eingeholt worden. Sie sind nach Neu-Argeningken zurückgezogen und daselbst verhungert, nachdem sie von ihrem eigenen 45 Morgen großen Hof getrieben worden waren.

Der Turm unserer Kirche ist 1945 von den Russen abgeschossen worden. Die Bänke aus der Kirche hat man nach Tilsit gebracht zwecks Sitzgelegenheiten für Teilnehmer an sowjetischen Sportveranstaltungen. Die herrliche Orgel und die wunderbaren Glocken, unter deren Klängen denen dort wohnenden Menschen Freud und Leid verkündet wurde, haben die Sowjets zertrümmert.

Jedoch die Äcker und die Wiesen, wenn auch von Unkraut und Gestrüpp überwuchert, bleiben, und die Arge fließt weiter mit ihrem klaren Wasser durch Neu-Argeningken. Kurt Höfert*

* In unserem Pfingstrundbrief 1981 (Nr. 28) veröffentlichen wir weitere lesenswerte Dorfchroniken.

Zu der geschichtlichen Entwicklung der Stadt Plön

Die Stadt selbst gehört zu den Städten Schleswig-Holsteins mit der ältesten Überlieferung. Schon in vorchristlicher Zeit war der Ort Sitz slawischer Fürsten. Aus dieser Zeit stammt auch der Name „Plunen“, wie der Ort zunächst hieß. Das bedeutet „Eisfreies Wasser“, womit der Wasserabfluß vom Großen bis in den Kleinen Plöner See gemeint war, der eisfrei bleibt. Die erste Ansiedlung war am Kleinen Plöner See, wo auch zunächst eine Wasserburg stand. Diese Burg wurde 1139 von den Sachsen erobert und 1156 wurde von Graf Adolf II eine neue Burg, die Adolfsburg, errichtet. Aber schon 1173 wurde diese wieder abgebrochen und eine dritte Burg wurde auf dem Bischofsberg, dem jetzigen Schloßberg, errichtet.

Graf Adolf II von Schauenburg ließ Plön im Jahre 1156 vermesen und neu erbauen. Der Stadtplan ist im Kern bis heute unverändert geblieben, beidseits der Hauptstraße führen schmale Gänge, Twieten genannt, zu den Seen. Der Wasserbedarf der Stadt wurde bis ins 19. Jahrhundert aus dem See gedeckt, erst dann begann man, bei den einzelnen Häusern Brunnen zu bauen. Die Stadt war im Osten und Westen durch Tore abgeschlossen. Die erst im 19. Jahrhundert abgebrochen wurden.

Plön war in frühester Zeit ein vielbesuchter Handelsplatz für Slawen und Sachsen. Man hat im Stadtgebiet unter anderem angelsächsische Münzen, Kölner Denare und hamburgische und böhmische Brakteaten gefunden. 1236 hat die Stadt durch Graf Adolf IV das Lübsche Recht erhalten. Die Plöner Neustadt, im Westen gelegen, wurde 1685 erbaut und unterstand bis 1847 sächsischem Recht. Ende des 17. Jahrhunderts wurde die kleine Kirche im Fachwerkstil erbaut (1685). Die auf dem Marktplatz gelegene große Kirche gehört zu den ältesten Kirchen Wagriens. Man ist sich nicht einig, ob sie von dem Bischof Vicelin 1151, oder schon vorher unter Graf Adolf errichtet worden ist. 1689 ist sie abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt, nach einem Brand 1864 wieder hergestellt worden.

Die Geschichte der Plöner Burg ist wechselhaft. 1181 und abermals 1189 ist sie von Heinrich dem Löwen erbaut worden. 1241 wiederum waren es Dänen unter König Waldemar, die sie in Besitz nahmen. In dänischem Besitz blieb sie, bis Adolf IV durch die Schlacht bei Bornhöved Holst. sie wiedergewonnen hatte. Ab 1390, nach dem Tod Adolf VII, wurde die Burg meist von Vögten und Amtmännern bewohnt. Sie war in der Folge meist verpfändet für Beträge zwischen 7 400 und 17 000 Mark. 1534 wurden Burg und Stadt Plön durch Lübecker verwüstet.

Das jetzige Plöner Schloß wurde 1636 unter Herzog Joachim Ernst vollendet, und zwar nach italienischem Geschmack. Am Südhang des Schloßberges wurde sogar ein Weinberg angelegt. Die folgenden Plöner Herzöge haben die Gebäude der Reitbahn errichtet und den Schloßgarten neu nach französischem Muster anlegen lassen. Zwischen 1840 und 1844 ließ König Christian VIII das Schloß gründlich ausbessern. 1863 nahm das Schloß für kurze Zeit die holsteinische Regierung auf. 1867 bestimmte König Wilhelm von Preußen das Schloß zum Kadettenhaus.

1873 wurde das Schloß mit sämtlichen Nebengebäuden der Stadt Plön einverleibt. 1896 wurde im Barockschlößchen des Schloßgartens die Prinzenschule eingerichtet. Sämtliche Prinzen des Kaiserhauses erhielten dort ihre erste wissenschaftliche Ausbildung von besonders für die Schule angestellten Lehrern. Die Prinzen wurden auch in der Landwirtschaft unterrichtet auf einem auf der Prinzeninsel gelegenen Bauernhof. Heute befindet sich dort ein Ausflugslokal. In einem Teil des Schlosses ist heute ein Internat untergebracht. Das Plöner Schloß und die Prinzeninsel waren übrigens der Lieblingsaufenthalt der letzten deutschen Kaiserin.

Plön ist nach wie vor Kreisstadt, obwohl es an der Kreisgrenze liegt und von der Einwohnerzahl her gesehen von Preetz, das sich mehr in der Mitte des Kreises befindet, eingeholt worden ist. In Preetz wohnen ca. 15 000 Einwohner, in Plön 12 000 — 13 000.

Zum Abschluß noch einige allgemeine Zahlen zum Kreis Plön. Das Kreisgebiet umfaßt etwa 118 000 ha, die Nutzfläche etwa 110 000 ha einschließlich Fischerei und Wald. Davon wiederum sind rd. 75 % landwirtschaftlich nutzbar.

Nach einer allerdings nicht ganz neuen Statistik bestehen etwa 9,7 % aus Waldgebiet. Schleswig-Holstein durchschnittlich etwa 8,8 %. Rd. 11 500 ha, also etwa 10 % des Kreisgebietes, bestehen aus Seen und Wasserflächen. Im Kreis Plön sind insgesamt 80 Seen vorhanden. Der größte ist der Große Plöner See mit 2 900 ha und einer größten Tiefe von 60 m, der zweitgrößte See ist der Selenter See mit 2 200 ha und einer Wassertiefe bis zu 34 m. Die höchste Erhebung ist der Pielsberg mit 128 m.

Vor etwa 20 Jahren gab es im Kreis Plön noch 71 Gutsbetriebe. Diese Zahl dürfte auch heute Gültigkeit haben.

Heinz-Georg Prierer

Heimat

Hoher Dom der tiefen Wälder
Weit der Blick in reiche Felder
Schimmernd weißer Ostseestrand
Ja, wir lieben dieses Land.

Erste Liebe, erstes Hoffen
Hat dort unser Herz getroffen
Zärtlich nahmst Du meine Hand
Ja, wir lieben dieses Land.

Gingst in Nacht und Not verloren
Land, darinnen wir geboren
Gott hält über Dir die Hand
Ja, wir lieben dieses Land.

Rudolf Lenk

Die Botschaft des letzten ostpreußischen Kirchenliederdichters
Freiherr Max von Schenkendorf:

Gelebter Glaube

Während heute jede Spur einer Erinnerung an den Dichter Max von Schenkendorf in seiner Vaterstadt Tilsit ausgelöscht ist, können wir in der Stadt Koblenz, in dem Ort seines letzten Wirkens und seines frühen Sterbens, auch heute noch den beiden Botschaften begegnen, die er seiner Nachwelt hinterlassen hat. Die eine, die Botschaft des Dichters der siegreichen deutschen Freiheitskriege, steht in Stein gehauen, auf dem Mahnmal am Zusammenfluß von Rhein und Mosel zu lesen: „Niemand wird das Reich zerstört, wenn ihr einig seid und treu.“ Die andere Botschaft, auf der Bronzetafel seines schlichten Grabdenkmals auf dem Friedhof, nicht weit vom Ufer des Rheins, richtet sich an die Christenheit, mit dem Wort des Herrn: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbt.“ Diese Botschaft hat er zu Lebzeiten — ob in seinem Heimatland an der Memel oder in seiner Wahlheimat am Rhein — seinen Glaubensfreunden unermüdlich in das Herz gesungen und in seinem Leben und Sterben bezeugt.

Wenn Schenkendorf über die preußische Grenze, die der siegreiche Freiheitskrieg gezogen hatte, nach Frankreich blickte, wurden in ihm die Bilder des schrecklichen Geschehens wach, von dem er in seinem frommen, friedlichen Heimatlande nur aus weiter Ferne erzählen gehört hatte: Wie in der französischen Revolution christlose Menschen geglaubt hatten, in der Befreiung von ihren tyrannischen Herrschaften, Königstum, Adel und Kirche, das Leben gefunden zu haben, und wie sie dann selber, blind und verführt von blinden Blindenleitern, bei der Jagd nach

Freiheit in den Abgrund des Todes und tiefer als in das Grab hineinstürzten. Er sah, wie die verlockende Losung: „Tugend oder Tod“ tausenden den Tod auf dem Schafott und auf den Schlachtfeldern brachte. Er sah, wie der Kampf für die Freiheit in die Tyrannei eines Napoleon mündete. Er sah, wie auch die siegreichen Fürsten Europas mehr an „Fürstenrecht“ als an „Fürstenpflicht“ dachten, wie in Rußland Zar und Kirche das den Bauern gegebene Versprechen, als Lohn für ihre Dienste im Krieg gegen Napoleon die Leibeigenschaft aufzuheben, brachen. Weil ihm dies vor Augen stand, ersehnte er eine andere Freiheit als die mit Waffen errungene — die Freiheit, die er im christlichen Glauben erkannt hatte:

Freiheit, die ich meine	Magst du nie dich zeigen
Die mein Herz erfüllt,	Der bedrängten Welt?
Komm mit deinem Scheine,	Führest deinen Reigen
Süßes Engelsbild.	Nur am Sternenzelt?

Wollest auf uns lenken
Gottes Lieb' und Lust.
Wolltest gern dich senken
In die deutsche Brust.

Die Freiheit, die Schenkendorf meinte, war für ihn kein zwischenmenschlicher Zustand. Sie war die Harmonie des göttlichen Wesens, die Harmonie, die Gott den Menschen schon „vor seinem Vaterland, ja schon vor seinem Erdenleben“ zgedacht hat. So konnte das Gottesreich auch nur ein Reich der Freiheit und der Liebe sein. Derselbe Gott, „der jedem Ding die Bahn gemessen, der Sonnen an Sonnen band, hat auch die kleinen Menschen nicht vergessen“. Mit jedem einzelnen Menschen hat er seinen Plan und auch mit den einzelnen Staaten und Nationen. Sie alle sind der Baugrund, auf dem sich die Tempel erheben sollen, die dem Sinn der Schöpfung, der Freiheit und der Liebe dienen sollen. Zu diesem von den Alpen bis zu den Anden reichenden, aber auch das Sein außerhalb von Raum und Zeit umfassenden Gottesreich ruft der Dichter alle seine Freunde:

„Sprich, können wir ein Glück genießen,
Wenn sich nicht jedes Wesen freut,
Und eng sich in uns selbst verschließen
Im Angesicht der Ewigkeit?

So laßt uns dann auf unsern Pfaden
Nach Bundesgliedern spähen
und mild und freundlich laden
in unser Paradies zu gehen!“

Nur wenige von seinen Zeitgenossen folgten diesem Ruf. Die Fürsten blieben blinde Blindenleiter und sahen nur auf „Fürstenrecht anstatt auf Fürstenpflicht“, nur auf die Grenzen ihrer Länder und nicht auf deren Platz in einer Weltordnung nach Gottes Willen. In Rußland legte der Bruch das Versprechen, die Leibeigenschaft abzuschaffen, den Keim zu dem anderen „Paradies“, dem Paradies der Arbeiter und Bauern im Kommunismus. So ist auch das Denkmal Schenkendorfs in seiner Heimatstadt Tilsit auf besonderen Befehl Stalins umgestaltet worden. Statt seiner Gestalt, die mit der Rechten zum Himmel weist, steht der Proletarier mit der geballten Faust. Mit voller Wucht ist diese Faust auf die Menschen im Land an der Memel herabgesaut. Von Königsberg bis Memel ruft keine Glocke mehr, und die Frommen unter den zurückgebliebenen Hausvätern, die noch in verlassenen Kirchen Gottesdienste hielten, sind verschwunden. Von diesem Schicksal des Landes an der Memel ist das Land am Rhein bewahrt worden. Hier gilt noch die gen Himmel reichende Rechte des Tilsiter Heimatdichters. Aber es gilt auch für die hierhin geflüchteten Heimatfreunde des Dichters:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
erwirb es um es zu besitzen.“

Noch immer tobt die Göttin der Freiheit, die der Maler Delacroix unter dem Eindruck der französischen Revolution als Symbol für die Furchtbarkeit des Menschen dargestellt hat. Noch immer stürmt sie mit ihrer Fahne den blinden Menschen voran und führt nicht in die Tugend, sondern hinein in den Tod. Demgegenüber gilt es dem Bekenntnis des Freiheitsdichters Schenkendorf nachzufolgen und seine Botschaft hineinzutragen in die Familien und Verbände der Vertriebenen, in unser Vaterland und überhaupt in die Völkerwelt.

Ein Vorbild gibt uns Schenkendorf auch darin, daß er auf diesem Weg geblieben ist bis zum letzten Atemzug. In der Vorweihnachtszeit des Jahres 1817, am 11. Dezember, wurden in sein Haus Geschenke über Geschenke und Blumen über Blumen getragen, galt es doch seinen 34. Geburtstag zu feiern. Doch als die Freunde sich in dem reichgeschmückten Haus um den Sessel des Geburtstagskindes versammelt hatten, ließ sie ein großer Schrecken erstarren. Alle warteten auf sein Wort, aber der gefeierte Freund blieb stumm. Auch die dringenden Bitten, wie alljährlich das von ihm gewünschte Geburtstagslied anzustimmen, waren vergeblich. Statt, daß sich die Lippen öffneten, zog die Totenblässe über sein Antlitz. Trotz allen Schreckens erfüllte die Besucher eine große Gewißheit: Jetzt hat er ein Geburts-

tagslied doch angestimmt, wie er es in einem Himmelfahrtslied gedichtet hat:

„Himmelan die Augen klar,
Himmelan das Herz gehoben,
Daß wir mit der heil'gen Schar
Unsern Hirt und Meister loben.“

So hat sich in seinem Sterben die Botschaft seines Grabmals erfüllt: „Wer an mich glaubt, wird leben, ob er gleich stürbe.“

Dr. Richard Moderegger †*
letzter Superintendent
des Kirchenkreises Tilsit

Matthias Hofer, Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit* *

Die Patenkinder des Kreises Plön haben mich beauftragt, Ihnen, sehr verehrter Herr Landrat Dr. Galette, an Ihrem heutigen Ehrentag, an dem Sie so hohe Auszeichnungen erhalten haben, zu denen wir Ihnen sehr herzlich gratulieren, unsere Ehrerbietung und Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen. Ich verlese dazu die für Herrn Dr. Galette ausgestellte Ehrenurkunde:

„In Würdigung und dankbarer Anerkennung seiner Verdienste um die Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit wird hiermit Herrn Landrat Dr. Alfons Galette anläßlich seines Ausscheidens aus dem aktiven Dienst des Kreises Plön die Ehrenmitgliedschaft der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit angetragen.

Auf einstimmigen Beschluß des Kreis Ausschusses der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit gefertigt und gezeichnet.“

Herr Landrat, wir haben Ihnen ein Buch zugedacht und wollen es hier Ihnen übergeben, das in 1 440 Fotodokumenten Ostpreußen zeigt.

Ich verlese eine weitere für Herrn Dr. Galette ausgestellte Ehrenurkunde:

„Die Landsmannschaft Ostpreußen verleiht Herrn Dr. Alfons Galette als Anerkennung für hervorragende Leistung in der Arbeit für Ostpreußen das Ehrenzeichen in Silber.

* Erschienen 1976 als Broschüre aus Anlaß des 50jährigen Amtsjubiläums des Verfassers

** Aus der Schriftenreihe des Kreises Plön, Heft 1, anläßlich der Verabschiedung von Landrat Dr. Galette am 12.4.1979

Als Vorsitzender
der Landesgruppe der Ostpreußen in Schleswig-Holstein
gez. Petersdorf."

Sehr verehrter Herr Landrat Dr. Galette, ich darf Ihnen die Ostpreußennadel in Silber hier übergeben, und ich darf sehr herzlich gratulieren. Herr Landrat, wir wünschen Ihnen Gesundheit und alles Glück dieser Erde für die Zukunft, und wir erbitten uns von dem neuen Landrat, Herrn Dr. von Bismarck, sein Wohlwollen.

Weihnacht

Jede Nacht, wie sie auch sachte,
doch ins Morgenglügen glitt,
jedes schwerste Jahr auch brachte
strahlend seine Weihnacht mit.

So auch heute! Wieder blühen
alte Weisen, süß und schlicht,
wieder flammen, wieder glühen
Feuersternchen, Licht bei Licht.

Wieder blüzt aus Tannenzweigen
süßgeheime Wundermär,
wie von hellen Engelsgeigen
funkelnd und erfüllungsschwer.

Und die Weiten füllt das Singen,
und die Glocken läuten's ein,
und die Herzen faßt ein Zwingen,
selig wieder Kind zu sein. Gustav Schüler



*Landweg von Adl. Schilleningken (Hegehof) nach Tilsit
Ende März 1930*

Unser Ragniter Landsmann, Oberstudiendirektor a.D. Dr. Erwin Krause, hat im Ostpreußenblatt vom 24. Mai 1980 einen längeren Aufsatz über den Bismarckturm bei Obereißeln und das deutsch-russische Verhältnis geschrieben. Wir drucken den ersten Teil im folgenden nach, weil wir annehmen, daß das in dem Beitrag veröffentlichte Gedicht von Smirnow unsere Leser interessiert.

Bismarckturm bei Obereißeln aus deutscher und russischer Sicht

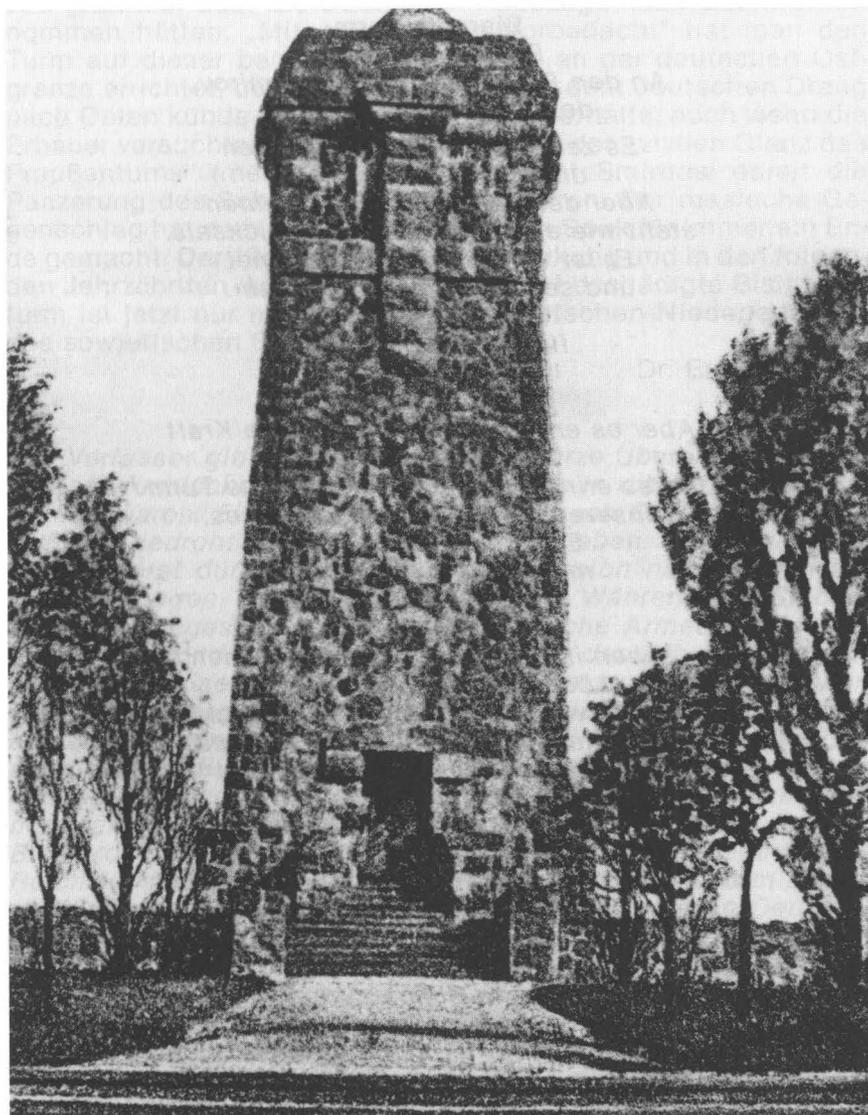
Zu den landschaftlich schönsten Teilen Nordostpreußens gehörte das steil zum Strom abfallende Südufer der Memel zwischen Ragnit und dem 68 m über N.N. gelegenen Signalberg bei Obereißeln mit dem Bismarckturm. Das 23 Meter hohe trutzige Bauwerk ist am 17. August 1912 eingeweiht worden: Ausdruck des Dankes für den Mann, der durch seine erfolgreiche Außenpolitik dem Land für viele Jahrzehnte Sicherheit und Frieden beschert hatte.

Vom Bismarckturm aus hatte man die beste Aussicht rundherum, und zwar nach Norden weit in das Memelgebiet hinein, nach Osten und Nordosten auf das leuchtende Grün der großen Forsten beiderseits des breiten, hellerschimmernden Stromes, dessen Lauf man von der Juraeinmündung ab verfolgen konnte. Im Westen sah man den Kirchturm von Ragnit, den quadratischen roten Backsteinbau der zweitgrößten Burg des Deutschen Ritterordens und die Schornsteine der Zellstoff-Fabrik, dahinter den Rombinus, den heiligen Berg der Prußen, bei guter Sicht auch die Silhouette von Tilsit. Wendete man sich nach Süden, so erfreuten den Beschauer wogende Getreidefelder, große Viehherden, Koppeln mit Trakehner-Pferden und stattliche Bauernhöfe, die in reizvoller Abwechslung teils auf den Hügeln des Lengwether Höhenzuges, teils in tiefer gelegenen Landstrichen lagen.

Der Turm ist später von einer schönen gärtnerischen Anlage umgeben worden. An seiner Ostseite befindet sich das Grab eines deutschen Soldaten, der während des zweiten Russeneinfalls 1915 als Beobachter auf dem Turm gefallen ist, an seiner Nordseite das Grab des Landrats Dr. Penner.

Der Bismarckturm, obwohl durch Kriegseinwirkung beschädigt, steht heute noch, ein Zeichen der deutschen Vergangenheit Ostpreußens. Sie wird von den Russen — im Gegensatz zu den Polen, die ebenso hartnäckig wie vergeblich nach historischen Rechtfertigungen für ihre Gebietserwerbungen nach dem Zweiten Weltkrieg suchen — auch gar nicht bestritten. Wie Peter Wörster in seinem verdienstvollen Werk „Das nördliche Ostpreu-

Ben nach 1945" (Dokumentation Ostmitteleuropa, Heft 1/2, 1979, Herder-Institut, Marburg) festgestellt hat, werden historische Themen — abgesehen vom Kampf um das „faschistische" Kö-



Der Bismarckturm auf dem Signalberg in Obereißeln

nigsberg 1945 — nur von wenigen sowjetischen Schriftstellern des Gebietes behandelt. Zu den wichtigsten von ihnen gehört Sergej Smirnow, der auch das nachstehende von Peter Wörster übersetzte Gedicht veröffentlicht hat.

Bismarckturm

Basnja Bismarka

*An den Bruder Michail Tichomirov,
den Soldaten-Veteranen*

*Es zerzaust der Wind die alten
und die jungen Eichen.*

*Aber der Turm über den Bäumen
steht wie ein Schatten des Schicksals.*

*Er ist von Kreuzen gezeichnet
und sein Anblick ist grausam.*

Von hier

*fiel das Deutschtum
raubend*

nach Osten ein.

*Aber es erhob sich die russische Kraft
gegen jene Kraft.*

*Und es erinnert sich der preußische Turm
unseres heftigen Gegenschlages.*

*Er ist errichtet worden
mit Absicht/Vorbedacht*

auf ewig.

Jetzt

*sehen in seine durchgeschossenen
Löcher/die Wolken hinein.*

*In ihm wird alles Lebendige erstickt,
es erblassen die Farben des Tages,*

*von seinen Schulterteilen stürzt
die Panzerung herab.*

Aber Regen und Wind

*lösten völlig von seinen Steinen
den zivilen Glanz des Preußentums*

und den Geist, der in ihm herrscht.

Es verblaßt gleich einem Spuk

*der von solchem Los
ergraute Bismarckturm*

über der Memel.

Welche Gedanken bewegen Smirnow beim Anblick des Bismarckturms und welche nicht? Bismarck, der „den Draht nach Petersburg nicht abreißen“ lassen wollte, ist für ihn scheinbar

kein Begriff. Der Turm ist ein Sinnbild für das Schicksal des Landes und für den „grausamen“ Geist, der im nördlichen Ostpreußen geherrscht hatte. Die Kreuze erinnern ihn vielleicht an Grabkreuze, vielleicht auch an die „Kreuzritter“. Jedenfalls glaubt er, daß „von hier aus“ die Deutschen Raubzüge nach Osten unternommen hätten. „Mit Absicht und Vorbedacht“ hat man den Turm auf dieser beherrschenden Höhe an der deutschen Ostgrenze errichtet, damit er „auf ewig“ von dem deutschen Drang nach Osten künde und ihn ständig wach erhalte, auch wenn die Erbauer versuchten, diese Tendenz durch den „zivilen Glanz des Preußentums“ (merkwürdigerweise meint Smirnow damit die Panzerung des Schulterteils) zu kaschieren. Der russische Gegenschlag hat dem preußisch-deutschen Spuk für immer ein Ende gemacht. Der 1945 durch Kriegseinwirkung und in den folgenden Jahrzehnten durch Regen und Wind beschädigte Bismarckturm ist jetzt nur noch Zeichen der deutschen Niederlage und des sowjetischen Siegs.

Dr. Erwin Krause

Der Verfasser gibt anschließend eine kurze Übersicht über die deutsch-russischen Beziehungen, die bis in die Neuzeit hinein normal waren. Einen deutschen Drang nach Osten, durch den Rußland bedroht wurde, hat es nicht gegeben. Reibungen entstanden erst durch die russische Expansion nach allen Himmelsrichtungen, auch nach dem Westen. Während des Siebenjährigen Krieges überschritt eine russische Armee bei Memel die Grenze, und schon am 31. Dezember desselben Jahres erklärte die Kaiserin Elisabeth Ostpreußen zu einer russischen Provinz. 1762 zog ihr Nachfolger Peter II. die russischen Truppen aus Ostpreußen zurück. Rußland behielt in der Folgezeit einen preußenfreundlichen Kurs bei. Während der Befreiungskriege kam es sogar zu einem Bündnis (York, Tauroggen) und zum gemeinsamen Kampf gegen Napoleon.

Bismarck hat sowohl als preußischer Ministerpräsident wie als Reichskanzler alles getan, um ein gutes Verhältnis zum Zarenreich zu pflegen. Seine meisterhafte Politik sicherte Deutschland und ganz Europa für Jahrzehnte den Frieden. Ihm einen Drang nach Osten zu unterstellen, ist schon absurd. Als zu Beginn des Ersten Weltkrieges zwei russische Armeen nach Ostpreußen einfielen und nach langen Kämpfen zurückgeschlagen wurden, überschritten im Jahre 1915 deutsche Truppen die russische Grenze. Erneut 1939, aber aus Gründen, die nun mit Bismarckscher Politik wahrhaftig nichts zu tun haben.

(Schriftleitung)

Zwischen Memelstrom und Ostfluß (Szeszuppe) (Christoph I, die letzte Bastion)

Noch im Sommer 1944 als sich die russischen Streitkräfte bedrohlich den östlichen Reichsgrenzen näherten und die Partisanen als Vorboten bereits die östlichen Teile unserer Heimat unsicher machten, hegte die politische Führung Ostpreußens (Gauleitung) offenbar den Optimismus, diese seit einem Jahr nach Westen anrollende Dampfwalze irgendwo aufzuhalten und vielleicht sogar den schon verlorenen Krieg noch zu gewinnen. Die paramilitärische Leitung ließ in aller Eile und unter völliger Abschirmung in den Waldgebieten ab Memelstrom, längs der deutsch / litauischen Grenze bis Schloßberg (Pillkallen) und weiter südlich, unterirdische Bunker für eine Belegschaft von jeweils etwa 10 bis 20 Mann errichten.

Diese Bunker sollten keine Befestigungen sein, sondern nur versteckte, sichere Unterkünfte für eine längere Dauer. Aufgabe dieser Bunkerbesetzungen sollten daher auch nur Beobachtungen im rückwärtigen Gebiet, also hinter der Front des Gegners, sein, die sich auf die Häufigkeit von Truppenbewegungen, Truppenarten, Ausrüstung und sonstigen Nachschub erstrecken sollten. Zu diesem Zweck waren die Bunker in der Nähe an den vom Osten nach Westen führenden Straßen angelegt. Ein Bunker soll sich zur Überwachung der befestigten Straße von der Grenze über Haselberg (Lasdehnen), Birkenhain (Groß Kackchen) usw. in der Südspitze des Forstes Waldlinden befunden haben und ein weiterer in der Gegend von Schirwindt zur Überwachung der Straße von Schirwindt nach Schloßberg usw. Die genauen Standorte der jeweiligen Bunker waren weder den Kommandanten noch den Besetzungen bekannt, um im Falle einzelner Gefangennahme oder einer Aushebung nichts verraten zu können.

Hier soll die Rede von dem im Bereich des Kreises Tilsit-Ragnit belegenen Bunker sein, der sich im Trappener (Trappöner) Forst, etwa 2 km westlich von Trappen und 2 km südlich des Wiesenguts Klein Hartigsberg (Mösen), befand. Aus dieser Position war die Kontrolle der Umgebung — Chaussee von Waldheide (Schillenhen a.d. Memel) nach Ragnit, des Memelstromes und auch der alten Lenker Heerstraße (Napoleonsweg) von Trappen durch den Forst nach dem Gut Lenken — sehr günstig und auch sehr sicher.

Diese Bunker wurden offiziell erst nach der Räumung des jeweils umliegenden Wohngebiets besetzt.

Im Juli 1944 erschienen bei unserm Landsmann aus dem Kirchspiel Trappen, nennen wir ihn hier „Kurt Endrus“, Organe des paramilitärischen Teils der Gauleitung. Unter Verpflichtung zur un-

bedingten Verschwiegenheit wurde er über das Vorhaben unterrichtet und gefragt, ob er als einer der ortskundigen Bewohner dieses Bereichs diesen nationalen Auftrag bis zum Endsieg als Bunkerkommandant übernehmen wolle, da er ja ohnehin sonst demnächst zum Volkssturm mit ungewisser Verwendung und möglicherweise risikoreichem Einsatz einberufen würde. Die Kommandantenstellung wurde ihm als eine sehr verantwortungsvolle Vertrauensstellung mit nur geringem Risiko und allen Vorzügen der Selbstständigkeit anempfohlen. Die Rückerobung dieses vorerst preiszugebenden Gebiets wurde als eine feststehende Selbstverständlichkeit vorausgesetzt, und so konnte Landsmann Endrus für diesen Auftrag überzeugt und gewonnen werden. Zur Auswahl der Lage des Bunkers wurde Endrus hinzugezogen. Seine weitere Beteiligung sollte erst die Einweisung in die fertige Anlage sein.

Unter strenger Absperrung wurde dieses Versteck am ausgesuchten Platz in Tag- und Nachtarbeit mit großem Arbeiter- und Maschineneinsatz hergerichtet. Auch der schon feststehende Kommandant hatte keinen Zutritt zu den Bauarbeiten. Die zweite Sommerhälfte ging schnell dahin, während die Ostfront immer näher rückte und die russische Luftwaffe schon die Stadt Tilsit bombardierte und den östlichen Teil unserer Heimat beherrschte. Am 9. Oktober 1944, einige Monate zu spät, wurde das Kirchspiel Trappen geräumt. Die Gespanne traten die Reise in einem zusammengestellten Treck an, während die übrigen Einwohner mit Wehrmachtsfahrzeugen zu den nächsten Bahnhöfen geschafft wurden.

Kommandant „Endrus“ verabschiedete sich von seinen Angehörigen, wovon er einen Teil nicht mehr sehen sollte, blieb angeblich als Druschkommando zurück und wartete weisungsgemäß in seinem Haus auf den angekündigten Besuch, der ihm nun den risikofreien Auftrag übergeben sollte. An einem der nächsten Tage um 4 Uhr in der Frühe fuhren ein Wehrmachts-Personenwagen und ein Panzerspähwagen vor, nahmen ihn und seinen persönlichen Bedarf an Bord und fuhren zu dem Bunker „Christoph I“. Im immer noch abgesperrten Raum wurde er aufgefordert, den auch von ihm örtlich ausgesuchten Bunker zu suchen. Obwohl Landsmann Endrus ein ausgezeichnete Kenner des gesamten Waldgeländes war und sehr wohl künstliche Veränderungen wahrgenommen hätte, mußte er nach einigem Herumstreifen zugeben, daß er hier eine Anlage nicht erkennen könne. Einer der Einweisungsoffiziere betätigte sich an einem Baum und an ganz unauffälliger Stelle öffnete sich die Erdoberfläche, aus der nacheinander 8 Mann entstiegen. Das war die Besatzung von Bunker „Christoph I“. Mannschaft und Kommandant

wurden einander vorgestellt und auf den Auftrag vereidigt. Landsmann Endrus wußte nun, daß seine Besatzung auch erst mit dem getarnt stehenden Mannschaftswagen eingetroffen war. Während die übrige Begleitung sich entfernte, ging der Offizier mit dem Dienstgrad eines Majors, mit einem Feldwebel, dem Kommandanten und der Besatzung in den Bunker.

In dem 4 m unter der Oberfläche tiefen, in einen Hang hineingebauten Bunker, über dem sogar der gesamte Baumbestand mit Unterholz erhalten geblieben war, sollte die Besatzung auf sich alleine gestellt an dem Endsieg mitwirken. Bis zum Abend wurde die Besatzung in alle Einzelheiten der Unterkunft und ihres Auftrages und ihres Verhaltens allgemein eingewiesen. Bei eintretender Abenddämmerung wurden die Einweiser abgeholt, die bis dahin ständige Absperrung von einigen hundert Mann eingezogen und „Christoph I“ sich selbst überlassen.

Die dem Kommandanten bisher unbekannt Besatzung von 8 Mann bestand aus Angehörigen baltischer Länder, alles ganz prächtige Kerle im Alter von 22 bis 26 Jahren, die sich schon in ihrer Ausbildung untereinander kennengelernt hatten und sich in deutsch recht gut miteinander verständigen konnten. Sie waren alle Freiwillige, jedoch nicht für Deutschland alleine und schon gar nicht für die SS, woraus sie auch keinen Hehl machten, sondern im tieferen Sinne zur Befreiung auch ihrer Heimat. Unter ihnen entstand eine Kameradschaft, wie sie wohl kaum irgendwo in gleicher Form beobachtet worden ist. Zu dem Kommandanten entwickelte sich ein Kind-Vater-Verhältnis, das sich in unbedingter Gefolgschaft in jeder Beziehung äußerte.

Der Bunker war in Schlafkabinen zu je 2 Mann und 2 Aufenthaltsräumen aufgeteilt. Mehrere Notausgänge sollten bei Überraschungen ein Verlassen des Bunkers gewährleisten. Die weitere Ausstattung und Einrichtung dieses Verstecks war einfach phantastisch. Die Sauerstoffzufuhr war durch eine ganze Anzahl von Rohren gesichert, die aus Bäumen und Buschwerk in den Bunker führten. Diese Sauerstoffzufuhr diente auch gleichzeitig zur Be- und Entlüftung und sogar zum Durchzug. Für die Beleuchtung waren Petroleumlampen, Talglichte und Taschenlampen mit großer Anzahl von Batterien bereitgestellt. Spirituskocher sollten zur Zubereitung und Erwärmung von Mahlzeiten dienen. Lebensmittel aller Art in haltbarer Form waren angeblich für ein Jahr ausreichend eingelagert, wobei von einer nicht kleinlichen Rationierung ausgegangen war. Was die Art und Qualität der Lebensmittel betraf, hatte die deutsche Bevölkerung seit Jahren nicht einmal mehr zu hoffen gewagt. Zwei Funkgeräte mit großer Reichweite waren gemäß dem Auftrag die wichtigste Ausrüstung. Drei Mann der Besatzung waren an

diesen Funkgeräten voll ausgebildet. Auch die übrige Besatzung war soweit eingewiesen, daß in Notfall jeder einzelne das Gerät bedienen konnte. Ausgeklügelte Tabellen und mehrere



*Kreisjägermeister Hptm. a. D. Max Joost
mit dem 1928 in der Trappöner Forst (Jagen 45) gestreckten Wolf*

Decknamen sollten eine Ortung des Funkverkehrs durch den Gegner unmöglich machen. Die Bewaffnung dieses Stützpunkts war sehr einfach, weil die Waffen nur in Fällen der Notwehr verwendet werden sollten. Immerhin bestand die Ausrüstung aus Pistolen, neuesten Karabinern, Maschinenpistolen und Handgranaten für die ganze Besatzung. Für alle Handfeuerwaffen waren Schalldämpfer vorhanden und nur mit diesem Aufsatz sollten die Waffen überhaupt benutzt werden. Als Bekleidung standen Tarnanzüge in der Art amerikanischer Kampfanzüge ohne Dienstgradabzeichen und jede sonstige Kennzeichnung zur Verfügung. Die Besatzung war auch mit getragener Zivilkleidung ausgestattet.

Gleich nach der Räumung des Kirchspiels Trappen (Abzug der Bewohner, 9. Okt. 1944) nahm die Besatzung von „Christoph I“ ihre Tätigkeit auf, die sich in den ersten Wochen ausschließlich auf die Orientierung und Einweisung der Mannschaft erstreckte. Die Russen standen mit schwachen Kräften auf dem Nordufer der Memel, während das Südufer von schwachen deutschen Kräften besetzt war. So blieb dem Geheimkommando, das sich vorerst nur in Zivil bewegte, genügend Zeit, um sich mit den Gegebenheiten für später eingehend vertraut zu machen. Auch den deutschen Einheiten sollte dieser Auftrag verborgen bleiben, und deshalb gab sich das Kommando stets als Druschkolonne aus.

Walter Broszeit

(Fortsetzung in nächster Ausgabe Nr. 28)

Das rote Herz

Der Winter vor Jettchens Einsegnung war recht schneereich gewesen. Und der Schnee jenes Winters hatte für ihr junges Leben einige Bedeutung gehabt. Ein Schneeball eigentlich nur, aber eben der war aus dem Schnee jenes Winters gewesen.

Die Jettchen war zum erstenmal verliebt. Ganz insgeheim, wie sie glaubte. Aber das glaubte sie nur; denn dieses Geheimnis war gar kein Geheimnis. Der Vater hatte nämlich längst beobachtet, daß ein Stück hinter der Einmündung ihres Zufahrtsweges in die Chaussee jeden Morgen, wenn er die Milchkannten an die Chaussee brachte, jemand stand und wartete, der keinen Rock trug, sondern zwei lange Beinlinge hatte.

Und wenn die Mutter nicht zu schweigen verstanden hätte, wäre auch schon bekannt gewesen, daß unter dem Kopfkissen vom Jettchen nachts immer ein etwas knitteriges Herz aus rotem Zichorie-Papier lag, das bestimmt seine Bedeutung hatte.

Auch daß es sich bei dieser Liebelei um Kalweits Andreas handeln mußte, lag ziemlich klar auf der Hand; denn früher hatte die Jettchen fast täglich von ihm erzählt, wenn sie von Mitschülern sprach, und jetzt erwähnte sie ihn überhaupt nicht mehr. Das deckte sich mit dem Hinweis auf den Wartenden, den der Vater gesehen hatte; denn der Andreas war gegenwärtig der einzige Schüler, der bei ihnen vorbei mußte.

Ach ja! — Die erste Liebe! lächelte die Mutter bei sich und hielt allen anderen Familienangehörigen gegenüber den Mund.

Jettchen indessen, vom Geheimnis ihrer Situation vollkommen überzeugt, war jeden Tag von neuem froh, daß gerade Winter war und die morgendliche Dunkelheit den Mantel vermeintlicher Verschwiegenheit über ihre Liebe deckte. Über den allmorgendlichen gemeinsamen Schulweg mit dem Andreas, der so himmlisch war, wie nichts anderes, was ihr bisheriges Leben ausgemacht hatte.

Ja! — Es war richtig himmlisch! Jedenfalls setzte die Jettchen

An alle Ragniter Landsleute!

Aus gegebener Veranlassung weise ich darauf hin, daß die Ragniter Heimatkreiskartei — sowohl hinsichtlich ergänzungsbedürftiger, als auch fehlender Anschriften — nicht mehr dem neuesten Stand entspricht. So kam einmal eine Vielzahl von Heimatrundbriefen mit dem postalischen Vermerk „unbekannt“ zurück, zum anderen hatten dadurch viele von dem diesjährigen Ragniter Patenschaftstreffen in Preetz keine Kenntnis.

*Ich habe mir daher die Aufgabe gestellt, eine Überarbeitung der Anschriften vorzunehmen und bitte alle Ragniter mir dabei zu helfen, indem Sie mir **unmittelbar und möglichst sofort per Postkarte Name, Vorname, Geburtsdatum und -ort, letzte Ragniter und heutige Anschrift** mitteilen. Die auf diese Weise neu ermittelten Anschriften werden dann an die Karteiführerin, Frau Dorothee Schiedlowsky, weitergeleitet. Für Ihre Bemühungen dankt Ihnen im voraus*

Ihr
Bruno Sawetzki,
stellv. Beauftragter der Stadt Ragnit
Braaker Str. 22 E
2420 Eutin

das Gefühl, das sie dabei empfand, dem gleich, was sie unter himmlisch verstand.

Dabei sprachen die beiden auf ihrem gemeinsamen Weg kaum miteinander. Oder besser gesagt, nur der Andreas erzählte, wenn ihm etwas in den Sinn kam, von daheim.

Aber auch wenn sie schwiegen war ein Zauber da, der mit ihnen ging. Schritt für Schritt. Seit sechs Wochen schon.

Solange wußte die Jettchen nun bereits, daß der Andreas sie gern hatte. Sie hatte einen konkreten Beweis: Das rote Herz aus Zichorie-Papier.

Obwohl er kein Wort verloren hatte, wußte sie es dank dieses Herzens genau.

Ja, es war schon ein recht originelles Liebesgeständnis, das der Andreas ihr da gemacht hatte. Sie war überzeugt, auf eine solche Idee kam so leicht kein Zweiter.

Aber der Andreas war ja auch ein besonders Kluger. Auch in der Schule.

Eigentlich war ihr schon im letzten Sommer aufgefallen, daß der Andreas sie viel beobachtet hatte. Und in den Pausen, in denen sich Jungen und Mädchen im allgemeinen sehr getrennt hielten, hatte sie oft erlebt, daß der Andreas beim Spielen auffallend dicht an ihr vorbeigelaufen war.

Außerdem wartete er vor Beginn der Konfirmandenstunden auch stets an der Tür, bis sie kam. Erst dann begab er sich auf seinen Platz. Auch das war ihr aufgefallen.

Ja, und dann war der Winter gekommen, und Jettchen war von der Mutter eines Tages zur Schneiderin geschickt worden, um Omas Waschsamtbluse abzuholen. Dabei hatte der Weg sie an Kalweits Hof vorbeigeführt.

Der Andreas hatte sie gehen sehen. Und völlig klar war ihm gewesen, daß sie auf ihrem Rückweg wegen des hohen Schnees ebenfalls nur bei ihnen vorbeikommen konnte. Diese Gelegenheit hatte er dann genutzt, um einschneidend in Jettchens Leben einzugreifen.

Als die Jettchen auf ihrem Rückweg nämlich die Giebelfront des Kalweitschen Stallgebäudes passierte, war ihr plötzlich ein scheinbar recht locker geformter Schneeball vor die Füße gefallen, der dort völlig zerstob.

Sie war zunächst sehr erschrocken gewesen. Doch dieser Schreck war bald von einigem Erstaunen abgelöst worden; denn in dem Schneeball hatte etwas Rotes gesteckt, daß jetzt ebenfalls zu ihren Füßen lag. Sie hatte sich danach gebückt und es aufgehoben. Aber so zusammengeknäuscht wie es war, hatte sich nicht erkennen lassen, was es zu bedeuten hatte. Klar war der Jettchen jedenfalls gewesen, von wem der Schneeball mit

diesem Inhalt stammen konnte. Da kam einzig und allein der Andreas in Betracht. Sonst gab es niemand auf diesem Hof, der dafür in Frage kam.

Als die Jettchen das zusammengeknüllte rote Etwas auseinandergefaltet hatte, war ihr plötzlich trotz der siebenundzwanzig Grad Kälte siedend heiß geworden. Sie war stark errötet und hatte es als eine Gnade des Augenblicks angesehen, daß der Andreas sich nicht blicken ließ.

Das erleichterte sie fürs erste sehr. Und es war auch ihr einziger Wunsch bis sie das Kalweitsche Gehöft ein Stück hinter sich gelassen hatte. Da erst war sie fähig gewesen, ihr eben erblühtes Glück zu genießen.

Das rote Herz im Fäustling bannte jetzt alle Gedanken und Empfindungen. Ihr war, als schwebe sie über die schneeige Weite, die sich hier rechts und links des Weges dehnte. Ein ganz neues Glücksgefühl hatte sich in ihr breit gemacht. Unvergleichlich schön!

Und am nächsten Morgen hatte der Andreas dann zum erstenmal auf sie gewartet!

Sie hatten kein Wort über den Schneeball und das Herz verloren, beide nicht. Aber sie wußten seither beide Bescheid. Denn Jettchen hielt niemals mit der Freude hinter den Berg, die sie empfand, wenn der Andreas morgens hinter einen Chausseebaum versteckt auf sie wartete.

Das war dem Andreas immer aufs Neue ein klarer Liebesbeweis.
Hannelore Patzelt-Hennig

Hinweis auf die heimatlichen Veranstaltungen 1981

- a) Hauptkreistreffen in Hamburg im „Curio-Haus“ am 14. Juni 1981. Die Festrede hält der Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Dr. Ottfried Hennig (MdB)
- b) Patenschaftstreffen der Groblenkenauer in der Patengemeinde Heikendorf (genauer Zeitpunkt steht noch nicht fest, wird aber rechtzeitig im nächsten Pflingstrundbrief und im Ostpreußenblatt bekanntgemacht)
- c) Patenschaftstreffen der Schillener zum „Tag der Heimat“ in Plön am 12. und 13. September 1981
- d) Kreistreffen am 26. und 27. September 1981 wieder in Düsseldorf, Brauerei Ausschank Schlösser, Alte Stadt 5

Wir bitten unsere Landsleute sich heute schon die Termine vorzumerken.

Bundesverdienstkreuz für Dr. Erwin Krause

Der Bundespräsident hat unserem Landsmann aus Ragnit das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen. Mit dieser hohen Auszeichnung wurde der von Dr. Krause erbrachte vielseitige und außergewöhnliche Einsatz anerkannt.

Erwin Krause wurde in Wehlau/Ostpr. geboren und studierte nach dem Ablegen der Reifeprüfung an der Aufbauschule in Ragnit Philosophie, Deutsch, Geschichte und Sport in Marburg, Innsbruck und zuletzt in Königsberg, wo er auch die Staatsexamina ablegte, promovierte und in den Schuldienst übernommen wurde. Von Kriegsbeginn bis zum 8. Mai 1945 bewährte er sich, mehrfach ausgezeichnet, als Frontoffizier. Nach über zweijähriger Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion war er in Niedersachsen tätig, als Studienrat und Oberstudienrat in Wolfsburg 1948 bis 1955, als Oberstudiendirektor in Rotenburg von 1955 bis 1974. Dort entwickelte er aus der siebenklassigen Aufbauschule das vierzügige Ratsgymnasium. Unter seinem Einfluß übernahm es die Tradition der „Hindenburg- und Frieda-Jung-Schule Angerburg / Ostpr.“. Er führte mehrere ostkundliche Ausstellungen durch und war Vortragender in öffentlichen Veranstaltungen. Im Heimatbund Rotenburg (Wümme) ist er Mitglied des Fachbeirats und des Kuratoriums für die Verleihung des vom Landkreis Rotenburg (Wümme) gestifteten Literaturpreises: Liebe zu dem Land, dem er entstammt, verschmolz mit dem Bekenntnis zu Niedersachsen.

Die Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit gratuliert ganz herzlich zu dieser hohen Auszeichnung, verbunden mit dem Wunsch eines weiteren tätigen Ruhestandes.

Der Kreisausschuß

Aus Restbeständen ist noch heimatliche Literatur lieferbar:

Die von der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit herausgegebenen Titel sind nach wie vor noch lieferbar:

„Kirchspiel Sandkirchen (Wedereitischken)“

Von Walter Broszeit.

Diese Chronik bieten wir Ihnen zum Preis von 18,— DM je Exemplar (einschl. Porto und Verpackung) an.

„Ragnit im Wandel der Zeiten“,

ein Beitrag zur Geschichte der Stadt an der Memel (mit Stadt-

plan und zahlreichen Bildern) von Hans-Georg Tautorat (13,50 DM einschl. Porto und Verpackung).

„Land an der Memel“, überzählige Heimatrundbriefe der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit — Nr. 23—26

Kostenlos (begrenzter Vorrat).

Lieferung erfolgt grundsätzlich erst nach Voreinsendung bzw. Überweisung des jeweiligen Kaufpreises. Nachnahmesendungen können wir wegen der mit dem Versand verbundenen Mehrkosten leider nicht ausführen.

Für Bestellungen und Nachbestellungen aller hier aufgeführten Kreisliteratur genügt die Einzahlung des angegebenen Preises auf das Konto der

Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit

Konto-Nr. 31 005 bei der Kreissparkasse Lüneburg
unter der Angabe des gewünschten Buchtitels.

Neuerscheinung

Die inzwischen — in mühseliger Kleinarbeit — von unserem Landsmann Walter Broszeit fertiggestellte Chronik

„Das Kirchspiel Trappen“

(Trappönen a.d.M.)

wird demnächst durch die Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit — wie bereits angekündigt — herausgegeben werden; insoweit nehmen wir auf den Aufruf in Nr. 26 von „Land an der Memel“ Bezug. Bedauerlicherweise hat sich die Herausgabe dieses wertvollen Werkes verzögert. Nach endgültiger Klärung des Finanzierungsproblems werden wir Ihnen auch den Verkaufspreis für diese Dokumentation mitteilen können; er wird jedoch trotz gestiegener Preise in bescheidenen Grenzen — etwa um 20,— DM bis 25,— DM — liegen.

Um eine ungefähre Übersicht hinsichtlich der Auflagenhöhe zu erhalten, die sich auch auf den Verkaufspreis letztlich auswirkt, bitten wir alle Interessenten Vorbestellungen für diese Chronik

Wahrhaftigkeit

IST DAS FUNDAMENT
DES GEISTIGEN LEBENS

Albert Schweitzer

— die im übrigen auch reich bebildert ist — schon jetzt und möglichst sofort vorzunehmen. Kurze Postkartennachricht bitten wir an den Verfasser, Landsmann Walter Broszeit, Poscheweg 5, 5960 Olpe/Biggeseesee unmittelbar zu richten. Etwa hier bei der Geschäftsstelle eingehende Bestellungen werden an den Autor weitergeleitet.

Verfolgen Sie bitte weitere Ankündigungen dieser Dokumentation im Ostpreußenblatt und in der nächsten Ausgabe von „Land an der Memel“.

Die Schriftleitung

Und nun — unsere Schmunzelecke

(Gereimtes und Ungereimtes aus unserer Heimat)

Darauf einen Meschkinnes! Prosit!

Meschkinnes nennt man diesen Trank,
auf Deutsch da heißt er Bärenfang.

Von diesem 3, 4 Schnäpschen, kleine
sind gut für Kopf, für Bauch und Beine.

Doch trinkst Du viel von dem Meschkinnes,
dann wirst Du gänzlich ander'n Sinnes.

Zuerst versagt das Gleichgewicht,
die Beine, die gehorchen nicht,

dann schwindet die Gedächtniskraft,
das Denken wird sehr mangelhaft.

Am längsten hält sich noch die Sprache,
doch was man spricht, ist so'ne Sache!

(Verfasser unbekannt)

*

Ein junges Mädchen und ein junger Bursche treffen sich wieder einmal in der Scheune ihres Bauern. Das junge Mädchen, Magd auf dem Hof und mittellos, gesteht ihrem Liebhaber, einem Jungknecht vom selben Hof, daß ihre Liebe nicht ohne Folgen geblieben ist. Der junge Mann tröstet sie: „Mach dir keine Sorgen, der da oben wird schon weiter helfen!“ Er deutet zum Himmel. Plötzlich rabastelt sich ein Landstreicher aus dem Heu des vollen Fachs und ruft: „Ob mie verloat sich nich! — Wenn ett Dag es, nähm eck mienem Pungel un teh wieder!“

*

Ein Bauer sitzt im Theater. Lohengrin wird aufgeführt. Er versteht den Text nicht und erkundigt sich laut bei seinem rechten Nachbarn. „Watt säd de Kerl to sienem Ganter?“ fragt er. Der

Angesprochene versucht ihm mit Gesten klar zu machen, daß er ruhig sein möge. Darauf wendet er sich mit der selben Frage an seinen linken Platznachbarn. Auch der macht nur: „Tschscht!“ und legt der Deutlichkeit halber den Zeigefinger an den Mund. Verärgert erhebt sich der Landsmann nun, dreht sich nach hinten und erhofft auf seine noch einmal neu gestellte Frage (dannach, watt de Kerl to seinem Ganter sagte,) endlich eine Antwort. Aber während er aufsteht, klappt sein Sitz hoch. Und weil er von der hinteren Reihe ebenfalls nicht beraten wird, will er sich erbot wieder setzen, fällt jetzt jedoch auf den Fußboden, weil der Sitz nicht da ist, wo er ihn braucht. Darauf springt er hoch, haut seinem Hintermann eine herunter und meint: „So, datt es fart Stohl wechnähme!“

*

Lieschen möchte gern ein Schwesterchen, bekommt aber keins. Ihr Spielgefährte Karlchen hat schon drei. „Wie kommt das bloß, daß ihr alle kriegt und wir keins?“ fragte die Lieschen deshalb den Karlchen eines Tages ganz empört. „Meine Mutter sagt, der Vater bestellt die immer. Frag deine Mutter doch mal, ob er ihr auch welche bestellen soll?“

Vor meinem Häuschen

Vor meinem Häuschen, rebengrün,
Da liegt ein kleines Hundche;
Es gnurrt und gnurrt in einem fort
Und hat kein Zahn im Mundche.

Das Hundche ist auch schon recht alt,
Es lahmt auch auf zwei Beine;
Wem schadet das was? Dafür gehört
Es mir auch ganz alleine.

Fünf alte Hühner und ein Hahn
Zerpliesern mir den Garten;
Sie haben noch nicht ein Ei gelegt —
Schadt nuscht — ich kann ja warten.

Auch unter meinem Dache sind
Zwei alte Schwalbennester;
Da aber hucken Sperlings drin,
Die futtert meine Schwester.

Sie kommen bis ins Zimmer rein,
Nei, sind die unverfornen;
Einmal hat so ein freches Ding
'ne Kleinigkeit verloren.

Wem schadet das was? Das wird
Von die Marjell bereinigt;
Der Schrobber und die Kleiderbürst,
Die wirken dann vereinigt.

So leb ich denn in einem weg,
Und bin vergnügt und munter;
Mal steig' die Gartentreppe ich rauf,
Mal steig' ich wieder runter.

Das Huhn'che und der Hühnerstall
Geheern mir ganz alleine —
Mir wird vor Glück
ganz weich ums Herz —
Warrafft'gen Gott — ich weine! —

Robert Johannes

Der

„Tilsiter Rundbrief“

wird auf Spendenbasis von der Stadtgemeinschaft Tilsit e.V. herausgegeben. Interessenten können den Rundbrief unmittelbar vor der Geschäftsstelle der Stadtgemeinschaft Tilsit, Gaardener Straße 6 in Kiel — unter gleichzeitiger Angabe ihres letzten Heimatwohnortes —, anfordern.

Frühlingsahnen

Einsam sitzen drei Marjellens aufjedonnert auf der Bank,
links e Dünne, rechts e Dünne und e Dicke mittenmang.
Jede träumt von Glück und Kuß —
jede ahnt dem Jüngling, der nu endlich kommen muß.
Eine kullert mit de Augen, eine stöhnt und eine zuckt.
Jede denkt, das is die Liebe, wo ihr mang dem Busen huckt.
Ahnen tun sie, aber keine ahnt — zwischen Freud und Kümmernis —,
daß die Bank, worauf sie hucken, grade frisch gestrichen ist.

Dr. Alfred Lau †

Ein anonymer Veilchenstrauß

Von Hannelore Patzelt-Hennig, 130 Seiten, 12,80 DM, erschienen im J.G. Bläschke Verlag, A-9143 St. Michael

Zwischenmenschliche Beziehungen, vor allem die Beziehungen zwischen Mann und Frau, beschäftigen die Autorin Hannelore Patzelt-Hennig immer wieder. Das Phänomen der Ehe ist ein wesentlicher Bestandteil ihrer Betrachtungen. In den Erzählungen dieses Bandes befaßt sie sich vorwiegend mit dem Schicksal von Frauen, die sich mit dem „Problem“ der Liebe auseinandersetzen haben. Ob es sich nun um die erste Liebe handelt oder ob aber die Situation einer Scheidung geschildert wird, die Autorin läßt jedes Ereignis gleich einfühlsam vor dem Leser abrollen.

Gerade dieses besondere Einfühlungsvermögen macht es möglich, daß die Identifizierung mit so mancher der Personen aus den Erzählungen sehr leicht fällt. Es werden somit in diesem Band Situationen und Probleme aufgezeigt, die auf jeden von uns zutreffen könnten.

Vielen Menschen fällt es schwer, solche gefühlsmäßigen Dinge zu formulieren oder sogar aufzuschreiben. Hannelore Patzelt-Hennig ist dies gelungen.

Verschleppt

19 Frauen und Mädchen erzählen hier von Zwangsarbeit, Hunger, Seuchen und neuem Anfang. Pfarrer Werner Marienfeld, mit ihnen dorthin verschleppt, hat das alles in einem Buch zusammengefaßt. Dieses Buch ist hervorragend geeignet für die heutige Jugend, damit sie sich ein zutreffendes Bild von dem Schicksal ihrer Mütter und Väter machen kann.

Preis 8,— DM zuzüglich 2,— DM Versandkosten je Bestellung.

Zu beziehen durch Pfarrer i.R. Werner Marienfeld, Steubenstraße 56, 5860 Iserlohn

Landmannschaft Ostpreußen, Parkallee 84/86, 2000 Hamburg 13

Verlag Gerhard Rautenberg, Postfach 1909, 2950 Leer

Ostpreußen im Bild 1981

rufft mit 24 liebevoll ausgesuchten Motiven wieder alle Gegenden unserer Heimat in Erinnerung. Bei Benutzung als Bildpostkarten erfreuen Sie den Empfänger nicht nur durch Ihren Gruß, sondern außerdem durch ein gutes Heimatbild. Zugleich ein nützliches wie preisgünstiges Geschenk, denn dieser Kalender kostet immer nur noch 9,80 DM. Durch eine geographische Übersichtskarte sowie prägnante Bilderläuterungen gibt er auch der jüngeren Generation sowie den jetzt dort gewesenen Touristen die oft erwünschte Information, wie es dort früher aussah.

Verlag Gerhard Rautenberg, 2950 Leer (Ostfriesland), Postfach 1909

Das alte Lied

Geschichten um die Liebe,
herausgegeben von Ruth Maria Wagner, 144 Seiten, brosch. 14,80 DM enthält
Prosa und Lyrik ostpreußische Autoren zu dem alten, ewig jungen Themen Liebe
— in ihren verschiedenen Variationen. Weithin bekannte Autoren und noch wenig
bekannte jüngere Schriftsteller haben das Ihre dazu beigetragen, das Land
im Osten und seine Menschen dem Leser nahezubringen.
Verlag Gerhard Rautenberg, 2950 Leer (Ostfriesland), Postfach 1909

Frühling auf der Nehrung

Von Emil Broschk, illustriert von Wilhelm Eigener, 172 Seiten, 14,80 DM
„Im Schnee ist kein Leben. Nur darunter, in der Erde, da schlagen viele kleine
Herzen, die meisten in tiefem Winterschlaf. Sie schlafen dem Frühjahr entgegen,
in dem allüberall nach dem Gesetz der Natur neues Leben sich regt — im Wald
wie auf der Nehrung, im Bruch und an dem kleinen Wiesenbach, in der alten Eiche
wie am See . . .“ So schreibt der Verfasser zum Ausklang der letzten Geschichte
dieses Bändchens, die vom bitterkalten Winter unserer Heimat erzählt.
Die Zeichnungen von Wilhelm Eigener, dem weithin bekannten Tiermaler, runden
das Buch in harmonischer Weise ab.
Verlag Gerhard Rautenberg, 2950 Leer (Ostfriesland), Postfach 1909

Rückschau

*Das alte Jahr vergeht, schau ich zurück
erkenne ich darin so manches Glück.
Im Großen wie im Kleinen war es da,
wenn ich es auch nicht immer deutlich sah.
Nachträglich aber nehm' ich wahr genau,
nicht jeder Tag, der kam und ging, war grau.
So manche Stunde strahlet leuchtend nach
die wahre Freude barg und es blieb wach
auch mancher Blick, der lieb hat mich gestreift
und manches Wort, aus dem mir Trost gereift.
Die Hand, die sich mir bot in meiner Not,
die Kraft von oben, die so vieles bracht' ins Lot,
all das barg Glück! Drum will ich dankbar sein
und dankbar gehen in das neue Jahr hinein!*

Hannelore Patzelt-Hennig

-
- Herausgeber:** Kreismannschaft Tilsit-Ragnit in der Landsmannschaft Ostpreußen e.V.
Kreisvertreter: Matthias Hofer, 2301 Mielkendorf über Kiel
Schriftleitung: Gert-Joachim Jürgens, 2120 Lüneburg, Schillerstraße 81r., an welchen auch Einsendungen für den Rundbrief zu richten sind.
Druck: Hermann Sönksen, Druckerei und Verlag, 2320 Plön, Postfach 9
Auflage: z. Z. 4 500 Exemplare



Vereint in der Hoffnung -

auch im vierten Jahrzehnt nach der Vertreibung stehen die Ostpreußen unerschütterlich zu ihrer Heimat.

Das Ostpreußenblatt

hält die Verbindung unter den Landsleuten aufrecht, erfüllt die Gegenwart mit lebendigen Erinnerungen und setzt sich kritisch mit den zeitgeschichtlichen Entwicklungen auseinander.

Das Ostpreußenblatt

Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland

Es zu lesen und dafür zu werben, ist ein Bekenntnis zur Heimat.

Das Ostpreußenblatt

Vertriebsabteilung

Parkallee 84, 2000 Hamburg 13, Tel. 040/44 65 41 (Anrufbeantworter)

Ich bestelle für:

Vor- und Zuname: _____

Straße und Ort: _____

ab sofort für mindestens 1 Jahr bis auf Widerruf _____

Das Ostpreußenblatt

Parkallee 84,
2000 Hamburg 13

Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland

Der Bezugspreis in Höhe von DM 5,80 monatlich wird im voraus gezahlt für:

1 Jahr = DM 69,60 1/2 Jahr = DM 34,80 1/4 Jahr = DM 17,40 1 Monat = DM 5,80
durch:

1. Lastschriftinzugsverfahren vom Giro-Kto. Nr. _____

bei _____ Bankleitzahl _____

Postscheckkonto Nr. _____ beim Postscheckamt _____

2. Dauerauftrag oder Einzelüberweisung auf das Konto Nr. 192 344 der Hamburgischen Landesbank (BLZ 200 500 00) oder das Postscheckkonto Hamburg 8426-204

Unterschrift des Zahlers bzw. Kontoinhabers: _____

Straße und Ort: _____

Werber: _____ Anschrift: _____

Gewünschte Werbeprämie: _____

(Nur für abgeschlossene Jahresabonnements)